

30. III. 1919

# Wiener Frühling 1919.

Von Friedl Schreybogl.

Es ist etwas wie Heimlichkeit, wie verschwegene Nüchternung in dem beschwamigen Schweigen, mit dem wir in diesen Tagen durch laute Straßen und an lauten Menschen vorbeigehen und über all ein Stillsitzen — wiederfinden. Gegenüber träumt ein altes Portal, an dem wir eine edle Linie seit Jahrhunderten stehen, eine Kuppel oder ein schlanker Turm, die mit ihrer schillernden Silhouette in den Glanz des Frühlings greifen. Freilich, sie sind immer dagewesen, gestern so wie heute. In tausend Jahren und tausend Tagen. Aber ihre Musik ist uns kaum geblieben. Die innere Musik der Dinge, die nicht tastender Blick, sondern unsere Seele, unsere mitsingende Seele erfassen muß. Das kann die Schärfe von den heißen Kroungelassen der letzten Jahre sein, daß wir aufgeschreckt und aufsteifend die letzten Mitz- und Einklang'in und um uns selbst verloren haben. Es ist ja nur das Symbol eines Größeren, daß uns tausend kleine Liebe und geliebte Dinge, die uns nun wieder lebendig sein wollen, stumm und fremd geworden sind. Der Beginn und das erste Empfinden, daß viel mehr in uns geklungen und gebrochen ist. Daß wir vielleicht das innerste Wesen erfassen, wenn wir uns erschrockenen Zuhörern begegnen, vor denen ein gewaltiges Orchester jäh in großes, unüberhörbares Wirrwirr geraten ist, aus dem es keinen Ausweg und keinen Ausklang gibt. Bei dem es das Grausamste ist, daß sie nun überall, rechts wie links einen neuen Einklang suchen, mit aller Kraft und aller Sehnsucht und daß es doch immer nur — ein Nichts mehr wird. Ineinander über und auseinander vorbei. Immer und immer aufs neue. Was wunder, wenn aus dem Suchen ein Aufschrei wird, mit dem die Hingehörten aufstehen und die taube Welt, die in Wahrheit nur eine unselbige ist, gerümmern wollen?

Überall, an den Mauern und Balkenbänken, in jeder Ecke und jedem Winkel haben sich Laute und Klänge, Orchester, geräusch, bewegt. Eine aufdringliche Stummheit, die sich vor uns aufbaut und unseren Blick an sich reißt, um uns selbst zu erobeln. Es ist wie ein geschwundenes und verlogenes Gesicht, in das wir schauen; geschwätzig und ewig neu und anders. Das Gesicht unserer Zeit. . . . Es ist festlich, wie alle Dinge ineinander

ber verknüpft und verschlungen sind. Worte, leer und abgebrannt, sind mit einer theatralischen Gebärde, einer grellen Färbung und Unterbrechung zu ungeheuerlichem Scheinbein aufgeschlagen. Die unerhörtesten Gegenstände schreien, gleichmäßig nebeneinander aufgestellt, ihre vielen Aufzeichen in die Welt. Daneben hebt Gott und duffig, ungeschrien und halb vergessen, ein alter Baum zu blühen an. Die vielen gehen vorüber, halten schweigende Zwiegespräche mit dem lauten Gesichts in der Wand. Wer ist so stark und ganz, sich nachsinnend die Aufzeichen in eigenen Farben und am eigenen Platz zu setzen, wer ist aufrecht genug, um nach dieser Wirrnis draußen in sich selbst hineinguhorchen?

Draußen, an den freundlichen Händen der Stadt wird es anders. In irgendeiner jäh den Vierung steht die Stadt, ihre Gasse und ihre Friedlosigkeit ab. Die Häuser sind klein und niedrig, hinter alten Türen grüßt ein stiller Hof, blühende Bäume und verwirklichte Geraden. Und noch ein wenig weiter ist es schon ganz Land, Weinberge, auf denen die leeren Pfähle in schnurgerader Reihe stehen, ein bischen Wald und zwischen durch ein verträumter, schmaler Weg. Der feuchte Duft der Erde hält uns umfangen, ganz ferne ist es wie süchtiger Vogelruf. Manchmal, an einer Lichtung, sehen wir in die Tiefe. Unsere Stadt liegt vor uns, die höchsten Häuserwände scheinen in fast schlangenen Umrissen durch einen dunstigen Schimmer. Dahinter die Ebene in fatter, verdämmender Linie. Alles, was uns unten umtreibt, ist auf einmal der dunklen Schärfe entloset. Alles ist so einfach, schlicht und lebendig. Alles Leben, Aufsteigen und Sinken ist seiner prägnanten Dummheit entkleidet, eingeschlossen in einen ewigen Kreis. Was kann da ein Wort und sei es noch so laut und blutig, bedeuten? Anderswo freilich kann eine Stadt, neu und trotzig aufgetürmt, in der Landschaft wie ein Nichts, ein greller Aufschrei sein. Anderswo ist sie nur die Heimstatt der Erdentrüben, der Erdentrüben, die in der Gäßlichkeit ihrer steinernen Wände verkrümmern. Die voll daß gegen alle Enge von keinen Grenzen wissen wollen, wenn sich ein aufwühlender Gedanke riefenhaft vor ihnen aufstaut, wenn sich ein alles wird, was sie nicht kennen: Heimat, Scholle, Ewigkeit. Wien aber ist mit seiner Landschaft verschwägert und verlobt, zu bejahendem Zielklang in ihr herangewachsen. Die Stadt, ihre

aufflackernden Gedanken, ihre unfaßbare Enge sind uns nicht graulame Verneinung von Leben, Erde und Fruchtbarkeit. Uns grüßt der Frühling nahe und blühend in die lärmende Straßen. Der Atem der Heimaterde trägt Bestimmung, Natur und Wahrheit in den Streif der Worte. Da wird es uns trotz allem gesegneter Gewißheit, daß wir, gerade wir, frei genug sind, über die Brücke, die von der alten Welt in eine neue voll neuen Lebens führt, zu gehen, aber zu sehr besetzt und endverwurzelt, um den Weg nur durch hölzernerlagene Trümmer des Alltags zu finden.

Er kann überhaupt unendlich segensreich sein, der „höhere Standpunkt“, wenn es auch im engsten Vorstimm nur ein grüner Hügel am Rande der Stadt ist. Nach der vielen Selbstbestimmung einmal Ausblick und — Selbstbestimmung. Ein Augenblick Frieden und Schwärzen. Unten sind uns die Worte zu groß, zu übermächtig geworden. Das ist vielleicht unsere große Schuld: Wir haben die Ehrfurcht vor dem Wort verloren. Zu vertraut mit ihm, werfen wir es hinaus, hart, heiß und unvermittelt, und denken nicht daran, daß nun alle die Worte ihr eigenes gutes, aber unselbiges Dasein weiterleben. Bis sie — stärker sind als wir und unabwendbar unseren Weg bestimmen. Wer war da je so unselbig, zwischen Menschen das Wort „unüberbrückbar“ auszusprechen? Heute lebt es zwischen uns, glüht immer wieder auf, ein unsterblicher, düsterer Schatz: Hier aber grüßt keine, über der Donau, Brücke an Wände, ein zierlicher Bogen neben dem anderen. Man muß das Hindernis nehmen, um aus dem Wirrwirr zu finden. Wie sollen wir daran glauben, daß es just nur zwischen den Seelen ein „unüberbrückbar“ gibt?

Unten pflüzt das Leben, der Wind trägt bisweilen seinen erlösenden Hauch. Das Leben, das in dem wiegenden Schreiten junger Menschen, in dem Singen aufschlagender Geigen und in dem Wollen der vielen liegt, die ein neues — sei es auch ohne Schwanken — verlangen. Das Leben, das unbesiegtbar und ewig ist und viellecht, indes wir hilflos suchen, schon die Brücken zu schlagen anhebt, die wir jetzt nur in unseren höchsten Träumen zu sehen verneinen.